Nr. 218. XIV. Jahrgang. Auflage 100 000 täglich. Dienstag, 14. August 1906.

Dresdner Neueste Nachrichten

Unabhängige Tageszeitung.

Größte Auflage in Sachsen.

Redaktion und Hauptgeschäftsstelle Ferdinandstraße 4.
Fernsprecher: Redaktion Nr. 3897, Expedition Nr. 4545, 4571, Verlag 542.

Anzeigen:
Die einspaltige Kolonelzeile kostet für Dresden und Umgebung 20 Pf., für auswärts 25 Pf., aus dem Auslande 30 Pf. Tabellen- und Ziffernsatz 50 Pf. Die 2spaltige Reklamezeile für Dresden und Umgebung 1 Mk., für auswärts 1,50 Mk. Bei Wiederholungen und Jahresaufträgen Rabatt nach Tarif. Chiffregebühren 20 Pf. Inserate von auswärts werden nur gegen Vorausbezahlung aufgenommen. Für das Erscheinen an bestimmten Tagen und Plätzen wird nicht garantiert. Telephonische Aufgabe von Inseraten unzulässig. Unsre Dresdner und auswärtigen Filialen, sowie sämtliche Annoncen-Expeditionen im In- und Ausland nehmen Inserate zu Originalpreisen u. -Rabatten an.

Abonnement:
In Dresden und Vororten monatlich 80 Pf., pro Quartal 1,50 Mk. frei Haus, durch unsre Provinz-Filialen monatlich 85 Pf., pro Quartal 1,95 Mk., frei Haus. Mit der Beilage „Dresdner Illustrierte Blätter" pro Monat 15 Pf. mehr.

Postbezug	Ausg. A	monatl.	87 Pf.,	pro Quart.	2,00 Mk.
mit „Dr. Nr. 81."	„ B	„	80 „	„	2,40 „
In Oesterr.-Ungarn	„ A	„	1,09 Kr.,	„	3,27 Kr.
„ „ „	„ B	„	1,25 „	„	3,74 „
Für die Schweiz	„ A	„	0,82 Frk.	„	2,45 Frk.
„ „ „	„ B	„	0,98 „	„	2,94 „

Nach dem Auslande per Kreuzband pro Woche 1 Mk.

Diese Nummer umfaßt 12 Seiten. Roman siehe Seiten 9 und 10.

Ein verschwundener Geistlicher.

Von unserm Pariser J.-Korrespondenten.

Paris, 11. August.

In der gegenwärtigen Zeit der Kirchenverfolgung in Frankreich wäre es erstaunlich gewesen, wenn nicht auch einige Skandalaffären in die Reihen der Geistlichen hinüberspielten. Seit drei Tagen ist die hübsche Provinzstadt Etampes und die weitere Umgebung auf seit heute ist auch Paris in hellem Aufruhr aus Anlaß des spurlosen Verschwindens eines Abbés, des Pfarrers von Chatenay, einem kleinen Orte unweit Etampes. Man hat bis jetzt von dem Geistlichen, der noch in dem kräftigsten Alter stand, keine Spur, nur seinen breitgekrempten Hut hat man nahe einem Teiche gefunden. Dafür hat man aber über den Geistlichen und sein Vorleben so viel interessante Dinge vernommen, daß die ungläubigen Gemüter durchaus nicht an einen Mord glauben wollen, wie die Bauern von Chatenay, sondern annehmen, daß der Herr Abbé einen Vergnügungsabstecher nach Paris unternommen hat; wer weiß, aus welchen Gründen. Der Abbé Delarue hat nämlich mancherlei Gründe, sich zu verbergen. Er ist keiner jener braven, gutmütigen Landgeistlichen, die ganz in ihrem Berufe aufgehen; er gehört vielmehr zu jener in Frankreich ziemlich zahlreichen Schar von Geistlichen, die alle antiklerikalen Kämpfe rechtfertigen. Der Abbé Delaure hat vor etwa fünf Jahren die Bekanntschaft des Generals Gosse-Dubois gemacht, der inzwischen das Zeitliche gesegnet hat und dazumal ein kleines Landhaus bei Chatenay bewohnte. Dieser ältliche General lebte da zwischen mit seiner Tochter, anderseits und in andrer Weise mit einer angeblichen Nichte. Diese Nichte trat bald in ebenso enge Beziehungen zu dem jungen Abbé, mit welchem sie täglich Ausflüge unternahm, und hier fängt die Geschichte an, sich zu verwickeln. Welches waren die diversen Beziehungen: des Generals zu seiner „Nichte", des Abbés zur Nichte, des Abbés zum General, des Abbés zur Tochter des Generals usw.? Der Untersuchungsrichter von Etampes, der zurzeit dabei ist, in dieses Imbroglio einiges Licht zu bringen, hat erstlich die Generalstochter vernommen, welche jetzt mit ihrer Mutter und einer Schwester in Paris wohnt. Denn der General hatte sich von seiner Frau scheiden lassen, um ungestört mit seiner Nichte zu leben. Fräulein Gosse-Dubois kann nicht gut eine Erklärung dafür finden, daß sie jahrelang neben der Geliebten ihres Vaters unter einem Dache wohnte. Allerdings standen die beiden stets auf dem Kriegsfuße. Interessant ist jedoch aus ihrer Aussage, daß bei dem Tode ihres Vaters fast gleichzeitig 60 000 Franken in Wertpapieren verschwanden und der Abbé Delarue sich nicht mehr in ihrem Hause zeigte. Das Gericht begab sich sodann zur berühmten „Nichte". Es ist eine geschiedene Frau Vallot und der General Gosse ist ihr „Onkel" geworden, als er in Nevers die 11. Brigade kommandierte. Festgestellt ist auch, daß Frau Vallot den Abbé Delarue schon vorher kannte, ehe sie ihn bei dem General traf. Mehr ist aus ihr nicht herauszubringen, und deshalb hat der Untersuchungsrichter vorläufig gar keinen Anhaltspunkt, um auszufinden, was aus dem Abbé geworden ist, den seit dem 24. Juli niemand mehr gesehen hat. Auf 15 Kilometer im Umkreis ist die Gegend von Chatenay aufgespürt worden, alle Waldungen durchforscht, alle Teiche, jeder Strauch. Die Bauern der Gegend sind derart bei der Sache, daß sie ihre Aecker vernachlässigen, um ihren Pfarrer zu finden. Das Amüsante ist nämlich, daß dieser lustige Geistliche, der mit großer Vorliebe gegen das sechste Gebot verstieß, bei seinen Pfarrkindern höchst beliebt ist und obwohl seine Beziehungen zur „Nichte" des Generals allbekannt waren. Man ist hierzulande nicht zu sittenstreng; er ist jung, sagt man, wenn er nur gut predigt und sich mit den Leuten gut zu stehen weiß. Und das wußte er ja, namentlich mit der Weiblichkeit. In Paris, wo man jetzt anfängt, sich für die Sache zu interessieren, und wo man weiter keine Anhänglichkeit für die Geistlichen im allgemeinen und jenen von Chatenay im besonderen hegt, denkt man anders über das Verschwinden des Abbés Delarue. Man denkt ganz respektwidrige Dinge und ist nicht weit entfernt, anzunehmen, daß die kirchliche Obrigkeit selbst ihn veranlaßt hat, sich zu entfernen, und ihn vielleicht in einem Kloster versteckt hält. Denn nach dem wenigen zu urteilen, was man bis jetzt über das Treiben des Geistlichen weiß, kann schon angenommen werden, daß er noch andre böse Dinge auf dem Gewissen hat, die ihm in Chatenay den Boden unter den Füßen heiß machten. Man munkelt bereits von Beziehungen zu einem jungen Mädchen aus guter Familie. Daß diese Familie sich darüber ausschweigt, ist begreiflich. Der Untersuchungsrichter ist auch fest davon überzeugt, daß ihn manche Leute aufklären könnten, wenn sie wollten. Die Spur zu diesen Leuten aufzufinden, ist vorläufig die Hauptaufgabe der Justiz. Unterdessen legt sich das Publikum die ebenso spannende wie in solchen heißen, ereignislosen Tagen unterhaltende Frage vor: Was ist aus dem edlen Abbé Delarue aus Chatenay geworden?

Vom kranken Mann.

Die Umgebung des Sultans im Yildiz-Kiosk ist fortgesetzt bemüht, auf die Erkundigungen seitens der diplomatischen Kreise zu versichern, daß das Unwohlsein des Sultans nur infolge einer Erkältung entstanden sei; der Zustand habe sich gebessert und sei vollkommen ungefährlich. Auch führe der Sultan die Regierungsgeschäfte weiter. Auch nach vertraulichen Informationen scheint Besserung im Befinden des Sultans eingetreten und Lebensgefahr nicht vorhanden zu sein. Daß man in weiteren Kreisen an eine solche glauben mußte, ist nur natürlich. Denn infolge des alten Verheimlichungssystems bezüglich der Vorgänge im Yildiz, sowie infolge des Umstandes, daß Krankheitsbulletins nicht ausgegeben werden und die Konstantinopeler Zeitungen nichts melden dürfen, zirkulierten eine solche Unzahl von übertriebenen Meldungen und Gerüchten, daß deren Genauigkeit zu prüfen unmöglich war und auch die Berichterstattung nach auswärts von dieser allgemeinen Stimmung beeinflußt worden ist. Der Sultan soll nicht an einem Nierenleiden, sondern an einem veralteten Blasenleiden laborieren, das sich deshalb verschlimmerte, weil der Sultan keine ärztliche Behandlung oder Untersuchung mit Instrumenten oder einen operativen Eingriff gestattete, sondern sich nur nach uralten arabischen Rezepten behandelte. In den letzten Tagen begannen sich gewisse Schmerzen und Beschwerden fühlbar zu machen, und der Umgebung, sowie der Familie des Sultans gelang es endlich, ihn zu bewegen, den Selamlik nicht abzuhalten. Nach einer Konstantinopeler Meldung des

Sultan Abdul Hamid.

„Lok.-Anz." wäre eine allerdings nur unbedeutende Operation bereits von dem Leibarzte des Sultans ausgeführt worden. Einen sehr günstigen Bericht hat auch Professor Bergmann durch die Vermittlung der türkischen Botschaft in Berlin erhalten. Der türkische Botschafter in Paris Menir Pascha, der sich zurzeit auf Urlaub in der Schweiz befindet, würde schon längst in Paris wieder eingetroffen sein, wenn eine ernste Wendung im Befinden des Sultans eingetreten wäre. Der Sultan läßt sich aus der Fachliteratur vorlesen und interessiert sich insbesondere für die Krankheitsgeschichte des dritten Napoleon. Mehrere Diplomaten mußten ihm erzählen, was alles über des französischen Kaisers Leiden seinerzeit geschrieben und gesprochen wurde und wie weit Napoleons physischer Zustand tatsächlich an den Ereignissen vor dem Kriege von 1870 Anteil hatte. Der Sultan ist im übrigen ein überaus geduldiger Patient, der sich nicht gleich wegen eines körperlichen Leidens den Geschäften entzieht, doch dient die momentane Unpäßlichkeit des Sultans seiner Umgebung dazu, unliebsame Persönlichkeiten abzuweisen.

Immerhin muß man sich auf die Möglichkeit eines baldigen Thronwechsels in der Türkei gefaßt machen. Thronfolger wäre nach dem Hausgesetze das älteste männliche Mitglied der Herrscherfamilie, also der 62jährige Prinz Mohammed Reschad, der um zwei Jahre jüngere Bruder Abdul Hamids. Von Mohammed Reschad vernahm man indes vor einiger Zeit, daß ihn ein Schlaganfall getroffen habe; wie weit er trotzdem körperlich zur Regierungsübernahme geeignet wäre, ist bei der völligen Abgeschlossenheit, in der er seit mehreren Jahren gehalten wird, nicht bekannt geworden. Reschad soll, wie man behauptet, ein Gegner des von Abdul Hamid beliebten Regierungssystems sein, so daß man von ihm, wenn er zur Regierung gelangen sollte, eine freiheitlichere Methode erwartet. Bei den Umtrieben aber, deren Schauplatz der Yildiz-Kiosk zu jeder Zeit und erst recht im Falle eines Thronwechsels ist, kann nicht mit Bestimmtheit behauptet werden, daß der berechtigte Thronerbe, selbst wenn er körperlich und geistig gesund ist, auch wirklich den Thron besteigen wird. Die verschiedenen Klauen und Ränkeschmiede haben vielfach ihre eigenen Kandidaten. Man nennt unter andern den ältesten Sohn des Sultans, den Prinzen Mohammed Selim, der jetzt 36 Jahre alt ist, als ersten Bewerber, ferner den ältesten Sohn des Sultans Abdul Aziz, also den Vetter Abdul Hamids, den 40jährigen Jussuf Izzedin, und noch einige andre Prinzen. Es ist unter allen Umständen eine politisch hochbedeutsame Frage, ob sich der Thronwechsel glatt und ohne schwere Erschütterungen wird vollziehen können.

Persien als Verfassungsstaat.

Die Nachricht von dem Erlaß einer Verfassung in Persien mußte naturgemäß das größte Aufsehen hervorrufen. Wohl war bekannt, daß der jetzt im 54. Lebensjahre stehende Schah Muzaffer eddin ein sehr lebhaftes Interesse für westeuropäische Kultur zeigt, wie auch seine wiederholten Reisen an abendländische Höfe beweisen, was man aber sonst aus dem Reiche des Sonnenlöwen hörte, war nicht gerade geeignet, den Eindruck zu erwecken, daß der „König der Könige" geneigt sei, auf die bisher geübte unumschränkte Alleinherrschaft zu verzichten. Ueber die Gründe, die ihn bewogen haben, nun doch diesen Schritt zu tun, gibt folgendes Telegramm unsers Londoner Redaktionsbureaus eine interessante Aufklärung.

-km- London, 13. August. (Priv.-Tel. der Dresdner Neuesten Nachrichten.) Zur Vorgeschichte der sonderbaren Verfassung, die der Schah von Persien seinem Volke gegeben hat, berichten die „Times", daß diese Verfassung im letzten Grunde auf den Unruhen in Rußland beruht. So lange die Verhältnisse in Rußland einigermaßen ruhig waren, erhielt der Schah von Persien regelmäßig große russische Subventionen ausgezahlt, mit denen er die Unzufriedenheit seiner Untertanen einigermaßen beschwichtigen konnte. Nachdem aber die Zahlung dieser Subvention aufhörte und die Mißwirtschaft am Zarenhofe immer größer wurde, hat die Unzufriedenheit unter der Bevölkerung sich nicht mehr zügeln lassen, und besonders die Minister, die überaus einflußreich sind, hetzten gegen den Zaren Stellung genommen und selbst gegen den Schah und stellten sich offen an die Spitze der Bewegung, die am letzten Ende nichts weniger beabsichtigte, als den Schah zu entthronen. Unter diesen Umständen sah der Schah sich gezwungen, nachzugeben, seinen Großwesir zu entlassen und seinem Volke die Verfassung zu geben. Die Hoffnung, daß unter dieser Verfassung die Aussichten in Persien gebessert werden, wird von den „Times" als sehr schwach bezeichnet. Der Hauptgrund der Unzufriedenheit ist der, daß der Schah in liederlicher Weise die Gelder, die er von Rußland empfangen hatte, für seinen Haushalt und für seine Vergnügungsreisen nach dem Auslande vergeudet hat.

Die Begründung klingt ganz plausibel, zumal wenn man sich erinnert, daß seit langem zwischen England und Rußland ein heftiges Werben um Persiens Gunst besteht. Ob aber die sonderbare Art von Verfassung, die der Schah seinem Volke gegeben hat, dessen Wünsche auch befriedigen wird, ist eine andre Frage. Wie gemeldet wird, sollen dem neuen Parlament die folgenden Gruppen angehören: die Prinzen

Die trauernde Sonne.

Astronomische Plauderei von Felix Erber, Carlshorst bei Berlin.

Nachdruck verboten.

Wenn in einer klaren Sternennacht eines jener stillen kosmischen Gebilde plötzlich am Firmament auftauchte und seinen langen lichten Schweif geisterhaft durch das Heer der Sterne über die Häupter der Menschen hinwegspannte, dann erfüllte Beben und Grauen die letzteren.

Hätte man nur gewußt, wie harmlos diese scheinbar jeder Ordnung des Himmels hohnsprechenden Fremdlinge sind, — die Kometenfurcht mit all ihrem Unheil und ihrer Verkehrtheit hätte nicht so lange bestehen können.

In jenen frühen Zeiten, als die Menschheit noch nicht so der Natur entfremdet war, wie es in unsern Tagen der Fall ist, war auch das Interesse für den Sternenhimmel und seine Erscheinungen größer, sagen wir ruhig, Allgemeingut. Die Sterne waren in des Naturmenschen tägliche Begleiter, nach ihnen richtete er sich, von ihnen machte er viele seiner Handlungen abhängig, vielleicht sein ganzes Dasein, und zu ihnen sah er in guten und in bösen Tagen auf. Schon damals barg das sternenbesäte Firmament unendlich viel Hoffnung für den einen und ebensoviel Verzweiflung für den andern. Außer den Kometen waren es darum hauptsächlich jene Veränderungen, welche die beiden größten Gestirne betrafen, den Mond und die Sonne, die den Naturvölkern am meisten ins Auge fallen mußten.

So sahen denn in den frühesten Zeiten schon Menschenaugen, ebenso wie heute, den Vollmond sich verdunkeln. Wie hinter einem Vorhang verbarg er sich für kurze Zeit, als wolle er der Menschheit zürnen. Das gleiche sah man auch beim Feuerballe unserer Sonne, der in strahlender Glut unsern Tageshimmel ziert; aber man fand dafür keine andre Erklärung, als daß auch Helios zürne oder die Sonne als Ideal der Reinheit im Kampfe mit dem Bösen stände. Die zeitweiligen Verfinsterungen des Tagesgestirns trugen sehr wahrscheinlich viel zur Entstehung des Sonnenkultus bei, den wir in Heliopolis und Sais finden, schufen die Feste zu Ehren des Osiris und des Ra im heiligen Tale des Nils und die Bal-Sami-Mysterien; aber sie regten auch Männer von der Genialität eines Thales, eines Aristoteles und Anaximander zum wissenschaftlichen Nachdenken darüber an und zu einer Ergründung jener eigenartigen Phänomene.

Man hat sehr früh schon angefangen, eine wissenschaftliche Erklärung für diese Finsternisse zu geben und wir lesen in den Aufzeichnungen der Chinesen über astronomische Beobachtungen, daß diesem Volke bereits um das Jahr 2140 vor Christus die Sonnenfinsternis bekannt war, ja daß sie sogar ihr Eintreffen genau im voraus berechnen konnten, denn zwei Astronomen des Kaisers Tschung-Kang mit Namen Hi und Ho wurden durch das Schwert hingerichtet, weil sie in sträflicher Nachlässigkeit versäumt hatten, die Sonnenfinsternis vom 22. Oktober 2137 im voraus zu berechnen.

Auch in Babylon, das man vorläufig als die Wiege der Astronomie noch ansehen muß, hatte man durch unausgesetzte Beobachtung und Aufzeichnung von Finsternissen den Saros entdeckt, aber bei jener primitiven Art der Himmelsbeobachtung waren solche Resultate und Kenntnisse über das Wesen und den Verlauf einer Sonnenfinsternis, wie wir sie heute haben, einfach ausgeschlossen. Die Beobachter jener frühesten Zeiten sahen wohl, daß die helle Scheibe der Sonne bei einer Verfinsterung entweder ganz bedeckt wurde und die bedeckte Fläche nur von einem Glorienschein umgeben war, oder sie erblickten den Sonnenball nur zum Teil verfinstert; aber sie konnten sich alles dieses nicht erklären. Die eigentümlichen Veränderungen in der Natur, ja an den Menschen selbst, welche eine solche Sonnenfinsternis im Gefolge hat, erfüllte sie vielmehr mit Furcht und die wunderlichsten Vermutungen griffen Platz. So erzählt uns die Chronik beispielsweise von einer Sonnenfinsternis, welche als ein Schrecken für die Menschheit am 22. Juni des Jahres 1063 über letztere hereinbrach. Das Tagesgestirn war safranartig, und wenn die Menschen einander ansahen, glichen sie in der Farbe den Totenschädeln! Alle Gegenstände nahmen eine aschfahle Färbung an, Beklommenheit erfüllte die Herzen aller und man war auf das „Ende der Welt" völlig vorbereitet!

Die ganze Natur steht unter dem Einfluß dieser überaus interessanten Himmelserscheinung! — Vielleicht ist Phöbus am Frühmorgen in purpurnem Glanze über die Berge gestiegen und sendet seine belebende Lichtflut auf die Erde herab. — Es ist ein schöner Sonnentag, an dessen Pracht sich alles erfreut. Da naht der Augenblick der Verfinsterung! — Fast unmerklich tritt der Neumond vor die flammende Scheibe der Sonne und beginnt, ihr das Licht zu rauben. — Ueber die weite Landschaft breitet sich nun fahles Dämmerlicht und Schatten stürzen sich gleichsam vom Himmel auf die Erde herab. — Sie huschen an Häusern und Mauern entlang und jagen mit großer Schnelligkeit, und sich mehrfach wiederholend, über den Erdboden dahin. Und diese „fliegenden Schatten" scheuchen die Vögel und die andern Tiere auf, die sich nun, zitternd und ängstlich schreiend, in ihre Nester und Schlupfwinkel flüchten. — Immer weiter rückt der Mond vor die Sonnenscheibe, immer fahler wird das Dämmerlicht und immer größer die Finsternis. Auch das Menschenherz erfaßt ein Zagen! — Nun ist der letzte Sonnenstrahl verschwunden! — — Totenstille herrscht rings umher! — Da auf einmal entfaltet sich dem ängstlich fragenden Blicke des Menschen ein Schauspiel von wunderbarer Schönheit. — Die hellsten Sterne werden sichtbar und die von dem Neumond verdunkelte Scheibe der Sonne umgibt ein Strahlenkranz, der in mattem Silberlichte schimmert und aus dieser Aureole, welche eine unregelmäßige Form zeigt, züngeln rosafarbene Flammenbündel über den Rand des Mondes empor. Wir nennen dieses Silberlicht, welches die Sonne umgibt, die Corona und wissen nur, daß sie sehr großen Veränderungen unterworfen ist. Nach neuesten Hypothesen besteht sie jedenfalls aus ungeheuren Schwärmen winziger Meteore, welche in allernächster Nähe der Sonne kreisen, durch elektrische Abstoßung in beträchtlichen Höhen erhalten werden und durch die immense, von der Sonne ausgehende Hitze zu Dampf verflüchten.

Jedenfalls muß die Corona leichter sein als Wasserstoff, denn der große Komet des Jahres 1843 ging mitten durch sie hindurch, ohne den geringsten Schaden zu nehmen und ohne auch nur eine Sekunde Verzögerung zu erleiden. Dieses könnte aber ganz unmöglich der Fall sein, wenn die Partikelchen der Corona fest wären. Es hätte dann vielmehr ein furchtbarer Zusammenstoß mit dem Kometen in den oberen Schichten der Sonnenatmosphäre stattgefunden. Die rosafarbenen Flammenbündel und -Wolken, welche aus der Corona hervorragen und oft eine ungeheure Höhe erreichen, heißen Protuberanzen.

Wenn wir uns die Geyser auf Island und im Yellowstonepark in Nordamerika anstatt aus Wassertreiben, aus glühenden Metalldämpfen bestehend denken würden, dann hätten wir ein schwaches, aber kaum vergleichbares Bild mit jenen gewaltigen und prachtvollen Gebilden, die, wie schon bemerkt, aus der Corona, eigentlich der tieferliegenden Chromosphäre als Lichtfontänen (Protuberanzen) aufsteigen.

Heute aber wissen wir, daß sie Wasserstoff- und Magnesiumdämpfe in glühender Form enthalten, außerdem das Sonnengas (Helium) und daß sie bis zu einer Höhe von 5000 Meilen emporsteigen mit einer Schnelligkeit bis zu 250 Kilometern in der Sekunde. Sie gewinnen bis zu 48 000 Meilen an Ausdehnung in die Breite und sinken dann wieder auf die Sonnenoberfläche zurück, wenn ihre explosive Kraft gebrochen ist. Die „ruhenden Protuberanzen", welche Janssen in Vorderindien zum erstenmal mit dem Spektroskop im Jahre 1868 untersuchte und die nach George Hales Ansicht identisch mit den Sonnenfackeln sind, erzählen uns von gewaltigen stürmischen Vorgängen auf der Sonnenoberfläche selbst.

So beobachtete im Jahre 1871 der amerikanische Astronom Young einen solchen furchtbaren Sonnensturm. Ueber den Rand des verdunkelten Sonnengestirns stieg eine überaus schöne, etwa 21 700 Meilen breite Protuberanz bis zu einer Höhe von annähernd 11 700 Meilen empor, bildete die bizarrsten Formen und zerplatzte plötzlich. Bei dieser Explosion zerstoben die einzelnen Teile nach Youngs Schätzung mit der geradezu fabelhaften Geschwindigkeit von 500 000 Kilometern in der Sekunde. Solchen gewaltigen Sturmerscheinungen auf der Sonne gegenüber sind unsre stärksten irdischen Zyklone nur wie der leise Hauch eines Säuglings.

Durch die spektroskopische Beobachtungsmethode ist die „Physik der Sonne" in ganz neue Bahnen gelenkt worden, denn man ist heute sehr wohl in der Lage, nicht bloß zur Zeit einer totalen Sonnenfinsternis, sondern zu jeder Stunde am Tage, wenn Helios sich uns in seiner vollen Größe zeigt, diese Protuberanzen wahrzunehmen. Das Potsdamer astrophysikalische Observatorium beherbergt ein ganzes Archiv täglicher Protuberanzenaufnahmen in seinen Räumen. Tacchini in Rom veröffentlicht ununterbrochen Abbildungen dieser rosafarbenen Flammengarben am Sonnenrande und Deslandres in Paris

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id490223001-19060814/1